

11. Angebotsstrukturen aus der Sicht von Pflegekindern und Herkunftseltern

*Angela Rein, Aline Schoch, Sara Galle,
Frédérique Leresche, Annamaria Colombo*

11.1 Einleitung

In diesem Kapitel werden die Perspektiven von Pflegekindern und Herkunftseltern auf der Grundlage von narrativen, leitfadengestützten Interviews dargestellt und deren Erfahrungen mit der kantonal organisierten Pflegekinderhilfe ins Zentrum gestellt. Dabei werden die Zusammenhänge mit den Schlüsselprozessen der Typologie diskutiert. Es wird aus der Perspektive der Adressat:innen (Kinder und Eltern) rekonstruiert, wie diese die institutionellen Strukturen der kantonalen Pflegekinderhilfe wahrnehmen und im Sinne der Adressat:innenforschung der Dialektik zwischen «sozialinstitutioneller ‹Formierung› und graduell zu bestimmender Handlungsfähigkeit der involvierten Subjekte» (Bitzan/Bolay 2013: 40) nachgegangen. Damit öffnet sich der Blick von den Strukturen der Schlüsselprozesse auf weitere Strukturmerkmale, die aus der Perspektiven von Pflegekindern und Eltern eine Relevanz haben.

Vom Pflegekind aus gedacht bestehen Beziehungen zur Herkunftsfamilie, zur Pflegefamilie und zu den professionellen Akteur:innen. Im Unterschied zur Heimunterbringung werden mit dem Angebot der Pflegefamilie familiäre Netzwerke genutzt, um die staatliche Aufgabe von Sorgeverantwortung vorübergehend oder dauerhaft zu gewährleisten. Die Komplexität der Pflegekinderhilfe, in die eine Vielzahl unterschiedlicher professioneller Akteur:innen involviert ist (vgl. Kap. 9), wird durch die Familiensysteme von Pflege- und Herkunftsfamilie gesteigert. Die jeweiligen familialen Systeme zeichnen sich durch komplexe generationale Beziehungskonstellationen aus. So können z. B. widerstreitende Bedürfnisse zwischen Mutter und Vater, Geschwistern sowohl in der Herkunftsfamilie als auch in der Pflegefamilie bestehen. Pflegeverhältnisse sind «durch eine Vielzahl, häufig emotional stark aufgeladener Beziehungen gekennzeichnet» (Santen/Pluto/Peucker 2019: 15). Yvonne Gassmann beschreibt diese Beziehungskonstellationen mit dem Begriff «Beziehungsvieleck» (Gassmann 2010: 28). In der französischsprachigen Literatur finden sich Überlegungen zur Co-Elternschaft im Kontext der Familienpflege (Neyrand 2005) oder im deutschsprachigen Raum das Konzept der Ergänzungsfamilie (DJI 1987) und zu den Herausforderungen, die diese

vielfältigen Beziehungen und darin eingelagerte emotionale Verbindungen mit sich bringen können. Insbesondere in Frankreich spielen sozialpolitische Vorstellungen eine zentrale Rolle für Ambivalenzen in der Beziehungsgestaltung, da Pflegefamilien professionell agieren sollen und damit familiäre Nähe und Beziehungen zumindest sozialpolitisch in den Hintergrund gerückt werden (Chapon et al. 2018). Im Zuge aktueller Diskussionen um «Doing Family» (Jurczyk 2014; Kindler et al. 2011), «Doing Parenthood» (Sparrman et al. 2016) und der neuen Familiensoziologie (Smart 2007) gehen Anstrengungen einher, die realen Sorgeverhältnisse in Familien zu fokussieren und Elternschaftskonstellationen mit mehreren biologischen und sozialen Müttern und Vätern in den Blick zu nehmen (Peukert et al. 2021). Diese Perspektive ermöglicht, dass vom Kind aus gedacht mehrere Eltern Sorgeverantwortung tragen und als Eltern eine Rolle haben können und dies nicht exklusiv auf zwei Elternteile beschränkt sein muss.

Durch die Hilfeerbringung im Kontext familialer Netzwerke ist die Pflegekinderhilfe eingebettet in Diskurse über die Normalfamilie. Vorstellungen von Normalfamilie spielen als Gegenhorizont in stationären Settings der Heimerziehung eine bedeutsame Rolle (Rein 2020; Rein 2021; Mangold/Rein 2022). Der Begriff der Normalfamilie bringt dabei die normative Aufladung von Familie zum Ausdruck, die diese «implizit als bürgerlich, weiss, heterosexuell, cisgeschlechtlich, monogam, sesshaft, gesund und leistungsfähig konzeptualisiert und z. T. naturalisiert» (Fitz-Klausner/Schondelmayer/Riegel 2021: 7). Wie Pflegekinder und Eltern die Strukturen der Pflegekinderhilfe auch vor dem Hintergrund dieser Verhältnisse wahrnehmen wird im Folgenden diskutiert.

Methodisch haben wir uns am Fokusgruppeninterview orientiert (Krueger 1998; Misoch 2015; Kitzinger 2006) und führten diese als Fokusinterviews (Helfferich 2022: 887 f.) im Einzelsetting durch. Die Auswertung orientierte sich an inhaltsanalytischen Überlegungen (Kuckartz 2012).

11.2 Perspektive von Pflegekindern

Im Feldzugang versuchten wir zunächst über kantonale Fachstellen und Dienstleistungsanbieter sowie Pflegefamilien, die wir interviewt haben, einen Kontakt zu Pflegekindern aufzubauen. Ziel war es, Pflegekinder aus den vier vertieft untersuchten Kantonen zu gewinnen. Es erwies sich als schwierig, Pflegekinder auf diesem Weg zu erreichen und es wurden Hürden¹ sichtbar. In der Folge öffneten wir die Befragung über die vier Kantone hinaus und entschieden uns, die Befragung

1 Zum Teil hatten die Fachstellen nicht genügend Ressourcen, um nach schriftlichen Kontaktversuchen Pflegefamilien und Pflegekinder erneut persönlich anzusprechen. Zudem wurden die Informationen teilweise nicht von den Pflegefamilien an die Pflegekinder weitergegeben, entweder weil sie die Kinder vor einem Interview schützen wollten oder weil ihnen der Aufwand, das Einverständnis der Herkunftseltern einzuholen, zu gross erschien.

auf Care Leaver auszuweiten, also ehemalige Pflegekinder, die sich im Übergang ins Erwachsenenalter befinden. So konnten wir schliesslich Interviews mit neun Pflegekindern bzw. Care Leavern im Alter von neun bis ca. 38 Jahren führen und auswerten. Durch die Ausweitung der Befragung auf Care Leaver und die retrospektive Betrachtung der Erfahrungen rückten Unterbringungsstrukturen der Pflegekinderhilfe zwischen 2007 und 2022 in den Blick. Die interviewten Pflegekinder waren in verschiedenen Pflegefamilien in unterschiedlichen Kantonen mit teilweise unterschiedlichen Strukturen der Pflegekinderhilfe untergebracht. Die Mehrzahl der Interviews wurden in deutschsprachigen Kantonen geführt und nur ein Interview kam aus dem französischsprachigen Teil der Schweiz.

In den Interviews mit den Pflegekindern haben wir nach ihren Erfahrungen während der Unterbringung in einer Pflegefamilie gefragt. Der Leitfaden orientierte sich an der chronologischen Struktur der Unterbringung in einer Pflegefamilie.

11.2.1 Pflegekinderhilfe als ein Baustein der Kinder- und Jugendhilfe

Von den Strukturen der Pflegekinderhilfe nehmen Pflegekinder vor allem die konkret beteiligten Fachpersonen wahr. In den Interviews finden sich Antworten der Pflegekinder auf die Frage, inwieweit sie sich durch die Fachpersonen in ihren Anliegen unterstützt, gehört und ernstgenommen fühlen. Als hilfreich werden vertrauensvolle Beziehungen zu Fachkräften empfunden, die sie über längere Zeit begleiten. Vertrauensvolle Beziehungen zu Fachpersonen, die sie über einen längeren Zeitraum begleiten, werden als hilfreich erlebt. Als Gradmesser für die Bewertung ihrer Erfahrungen dient, inwieweit sie die Hilfe als erreichbar und unterstützend für ihre jeweilige Lebenssituation wahrnehmen. Dabei wird ersichtlich, dass für viele Pflegekinder adäquate Hilfe insbesondere durch bereits vor der ausserfamiliären Unterbringung bestehende Kontakte zu Fachpersonen erfolgreich abrufbar war.

Die spezifischen Themen der «Unterbringungskarrieren» (Hamberger 2008), «Hilfekarrieren» (Petrat/Van Santen 2010) und Abbrüche von Pflegeverhältnissen (Gabriel/Stohler 2021) zeigen sich auch in unserem Sample. Pflegefamilien sind häufig nur eine Station und für die befragten Pflegekinder gehören Wechsel und Übergänge zwischen Hilfen zum Alltag, wie sich in folgender Aussage eines Pflegekindes zeigt: *«Ich wechselte dann noch die Gruppe, und dann kam wieder der Cut»* (Luisa²). Luisa ist zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahre alt und war seit dem siebten Lebensjahr in verschiedenen Unterbringungskonstellationen. Sie erlebte Phasen der Rückplatzierung in den familiären Kontext und erneute ausserfamiliäre Unterbringungen. Auch andere befragte Pflegekinder waren sowohl vor als auch nach einer Pflegefamilie in vielen verschiedenen Institutionen, häufig auch

2 Alle Interviews wurden pseudonymisiert und anonymisiert.

kurzzeitig bei verschiedenen Elternteilen oder bei Personen aus dem familiären Netzwerk und immer wieder erfolgten Rückplatzierungsversuche. Im Gegensatz zu den Interviews mit den Fachpersonen, die sich stark an der jeweiligen kantonalen Logik orientieren und dem Kanton als strukturierende Einheit ihrer Landkarte der Pflegekinderhilfe eine wichtige Rolle beimessen, sind die Kantone und Kantonsgrenzen in den Interviews mit den Pflegekindern weniger relevant.

Damit verbunden dokumentieren sich in den Erzählungen fragmentierte Verläufe mit Stationen in verschiedenen Settings. So auch bei Emilia, die zum Zeitpunkt des Interviews 23 Jahre alt war und von 10 bis 17 Jahren in unterschiedlichen Pflegefamilien, Heimen und in der Psychiatrie untergebracht war:

«Da rief ich um Mitternacht die Polizei an, und: Hey Freunde, könnt ihr mich bitte holen kommen, ich mag langsam nicht mehr. Dann durfte ich in die Notunterkunft, und dann kam ich weiter ins Heim, wieder nach Hause bla, bla, bla» (Emilia).

Einige Kinder berichten von fachlichen Fehleinschätzungen des Belastungs- und Gefährdungsausmasses ihrer familiären Situation. Eine Verbesserung ihrer Situation erfolgt für viele erst durch die selbst initiierte Kommunikation ihres hohen Leidensdrucks und damit einhergehenden Erschöpfungszustands, wie im Zitat beispielhaft ersichtlich wird.

Auch Luisa erlebte viele Wechsel. Sie erzählt von Aufenthalten in unterschiedlichen Pflegefamilien, im teilbetreuten Wohnen, stationären Institutionen sowie Psychiatrien. Die letzte Station ihrer Unterbringungskarriere ist ein Angebot, das sie als junge Erwachsene auf eigenen Wunsch besucht und das als Pflegefamilien-*en*setting konzipiert ist:

«Ähm, ja, also wenn ich das so sagen kann, die beste Platzierung war eigentlich schon die Pflegefamilie, also die letzte. Aber ich denke, es machte auch ein bisschen einen Unterschied, weil ich halt erwachsen war, und viel mehr auf freiwilligerer Basis machen konnte, oder Hilfe annehmen ein wenig selbstbestimmter sein konnte als zuvor. Denke ich nun mal. Aber ähm dort, lernte ich wirklich wieder, also ich hatte wie den Konflikt zum Teil auch gesucht, um zu spüren, halten mich die Menschen aus, oder sagen sie wieder, ich müsse gehen» (Luisa).

Hier reflektiert Luisa, dass sie in verschiedenen stationären Pflegekinderhilfe- und Heimsettings wiederholt die Erfahrung machte, ausgeschlossen zu werden, weil ihre Verhaltensweisen nicht den gesetzten Regeln und Strukturen entsprachen. Es zeigt sich, dass es für sie relevant war, selbstbestimmt ein für sie passendes Unterbringungs*en*setting wählen zu können, welches sie als Individuum sieht und ihre Eigenheiten bedingungslos akzeptiert. Dieses Gefühl verbunden mit der selbstbestimmten Entscheidung ein Hilfeangebot wählen zu können führte hier zum Gelingen des Pflegeverhältnisses.

11.2.2 Pflegekinder als Akteur:innen im Prozess der Unterbringung

Der Entscheidungsprozess, der einer ausserfamiliären Unterbringung voraus geht, und die Gestaltung des Übergangs, sind zentrale Momente, in denen die institutionelle Rahmung von Unterbringungen erfahrbar wird. Das kommt in den Interviews klar zum Ausdruck. Die befragten Pflegekinder nennen etwa die «KESB» oder «Sozialdienste» als Institutionen, mit denen sie zu tun hatten. In den Erzählweisen wird deutlich, dass sie dort institutionelle Macht verorten und in den Institutionen Entscheidungen getroffen werden, an denen sie sich oft nicht beteiligt fühlen. Selbst in Fällen, in denen Pflegekinder selbst eine ausserfamiliäre Unterbringung initiieren, weisen ihre erzählten Erfahrungen darauf hin, dass sie an den Prozessen der Entscheidungsfindung und des Matchings nicht beteiligt wurden. Für den weiteren Verlauf der Unterbringung sind in den Erzählungen hingegen bestimmte Fachkräfte und ihr verlässliches Handeln wichtiger als das institutionelle Setting, das weniger klar benannt wird als einzelne Fachkräfte und ihr konkretes Handeln.

Die befragten Pflegekinder konstruieren sich in den Interviews teils als Akteur:innen, die sich aufgrund der familiären Bedingungen selbst dafür entscheiden, eine ausserfamiliäre Unterbringung anzustreben, weil das für ihr Wohlergehen notwendig ist. So formuliert Emma, die zwischen 15 und 17 Jahren in einer Pflegefamilie lebte und danach wieder zu ihren Eltern zurückkehrte: *«ich beschloss dann: So, jetzt reicht es mal (Emma)»*, auch Emilia erzählt: *«ich mag langsam nicht mehr» (Emilia)*. Bei Nora fand ein längerer Prozess statt, bis sie sich öffnen konnte und dann schliesslich mit 13 Jahren in einer Pflegefamilie untergebracht wurde: *«und erst dann mit dreizehn, als es mir wirklich klar war, ich kann nicht mehr, begann ich dann damit zu erzählen»*. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 18 Jahren und lebt in der zweiten Pflegefamilie.

Trotz ihres starken Wunsches, den familiären Kontext zu verlassen, kann es lange dauern, bis ihr Unterstützungsbedarf anerkannt wird und sie tatsächlich ausserfamiliär untergebracht werden. In dieser Zeit fühlen sie sich mitunter fremdbestimmt und abhängig vom Unterstützungssystem, die Hilfen werden zum Teil als schwer zugänglich beschrieben. Emilia beschreibt die Situation, die zu ihrer Unterbringung in einer Pflegefamilie geführt hat, folgendermassen:

«Und dann bin ich dann ähm für ein paar Monate wohnte ich bei Vater, und lustigerweise war es mir wichtiger beim Vater zu wohnen, der uns seit Jahren im Keller einsperrte und schlug, als zuhause bei einer Mutter zu sein, die uns Psychoterror unterzieht. Und ich war dann beim Vater ein paar Monate, und dann entschied die KESB, dass das so nicht funktioniert, und dann hiess es irgendwie, ich könnte in eine Pflegefamilie gehen» (Emilia).

Sie berichtet von vielen Anstrengungen im Laufe ihrer Biographie, vom gewalttätigen familiären Umfeld wegzukommen und sich aus der Unterbringung bei einer Freundin der Mutter und den damit verbundenen Verstrickungen zu lösen. Sie macht im Interview deutlich, dass sie sich im Prozess der Entscheidungsfindung von der KESB nicht ernst genommen gefühlt hat und in diesem Sinne auch keine Hilfe erhielt. Als mögliche Ursache für die aus ihrer Sicht fehlende Unterstützung reflektiert sie:

«Also das klingt nun alles so ein wenig nach Chaotenfamilie, aber meine beiden Eltern sind finanziell supergut aufgestellt, meine Mutter ist Lehrerin, mein Vater hat eine eigene Firma, wir wohnten in einem Einfamilienhaus, in einem Einfamilienquartier, also auch alles so nach Aussen alles perfekt» (Emilia).

Sie sieht in dieser perfekt erscheinenden Aussendarstellung ihrer Familie, die nicht den stereotypen Vorstellungen einer Kindeswohlgefährdenden Umgebung entspricht, einen Erklärungsansatz für die aus ihrer Sicht zu spät getroffene Unterbringungsentscheidung.

Mangelnde Beteiligung an den Entscheidungen für eine Unterbringung wird in vielen Interviews thematisiert, auch in Fällen, in denen die Pflegekinder sich selbst dafür einsetzten, den familiären Kontext verlassen zu können: «*ich hatte aufgegeben mein Leben zu planen, als ich etwa neun war weil ich gemerkt hatte, mein Leben wird immer von anderen diktiert*» (Emilia). Hier zeigt sich, dass das Gefühl, fremdbestimmt zu werden, aus Sicht der Interviewten das ganze Leben betrifft und als Ohnmacht erlebt wird. Darin drückt sich aus, dass sie sich durch die Behördenentscheidung entmündigt fühlt und ihr Selbstbild als Akteurin ihrer eigenen Lebensplanung erschüttert wird, weil viele Versuche von ihr sich zu wehren nicht den Einfluss geltend machte, den sie sich wünschte. Zudem wird deutlich, dass die behördlich getroffenen Entscheidungen für sie nicht nachvollziehbar sind.

Der Prozess des Matchings für eine bestimmte Pflegefamilie bleibt in vielen Interviews vage. Teils nehmen die Pflegekinder wahr, dass sie eigentlich keine Wahl hatten. So erzählt ein Pflegekind, das zusammen mit seinen Geschwistern platziert wurde: «*dort wo es Platz hatte, dort wurden wir platziert*» (Geschwister Lina und Elias). Lina und Elias nehmen als Geschwister zu zweit am Interview teil. Lina ist zum Zeitpunkt des Interviews 18 Jahre alt und Elias 12, sie leben seit zwei Jahren bei ihren beiden Pflegemüttern.

Andere beschreiben, dass die Kennenlernbesuche den Charakter eines Castings haben konnten. Sabine, die zwischen 13 und 17 Jahren in einer Pflegefamilie untergebracht war, berichtet, dass sie ein «*Vorstellungsgespräch bei der Pflegefamilie*» hatte, weil sich dort mehrere Kinder «*beworben hatten*». Wiederum andere berichten, dass private Beziehungen genutzt wurden, die sich in den beschriebenen Fällen allerdings als nicht besonders tragfähig erweisen. So kam Emma, die

sich um den Übergang in eine Unterbringung selbst kümmerte, bei ihrem Lehrer unter, allerdings bewertet sie die Zeit dort rückblickend kritisch, was auch mit der finanziellen Entschädigung zusammenhängt, die der Lehrer erhalten hat:

«Und ich probierte mich dort auch zu integrieren, und ich habe dort auch, ich war dort eineinhalb, zwei Jahre, also ich war dort auch zu Hause, und dann bekommst du wieder so das Gefühl von: Hey, du warst eben leichtes Geld» (Emma).

Emma fühlte sich nicht dauerhaft anerkannt: sie hat Anstrengungen unternommen, sich in die Familie zu integrieren, sich aber dort nicht vollständig aufgenommen, geliebt und als Teil der Familie gefühlt. Das Geld verstärkt hier noch die Grenzen, was eine Pflegefamilie als institutionell gerahmte und entschädigte Konstellation für sie bieten kann.

11.2.3 Unklare Zuständigkeiten, die Relevanz von Vertrauen und Leerstelle Aufsicht

Bei der Darstellung der Entscheidungsprozesse werden Institutionen und Organisationen als solche durch die Pflegekinder benannt. In Erzählungen der Pflegekinder über den Schlüsselprozess Matching wirken die Zuständigkeiten und Prozesse weniger klar konturiert und vielfältiger. Insgesamt wird deutlich, dass aus der Sicht der Pflegekinder die Zuständigkeiten der Pflegekinderhilfe ausserhalb der eigentlichen Unterbringungsentscheidung unklar bleiben und sie zum Teil nicht verstehen, wer für welchen Schlüsselprozess zuständig ist.

Insbesondere die KESB wurde in den Interviews als institutionelle Macht wahrgenommen und als Organisationseinheit in den Interviews klar benannt. Sie wird als distanzierte behördliche Instanz konstruiert, die nicht konkret durch bestimmte Fachpersonen wahrnehmbar wird, was sich zum Beispiel so ausdrückt:

«Ähm also, die KESB war beteiligt. Aber dort bekamen wir einfach schriftliche Mitteilungen» (Sabine).

Die Menschen, die die Entscheidungen fällen, blieben unsichtbar. Im weiteren Prozess kommt dann insbesondere der Beistandsperson eine grosse Bedeutung zu, die in der Deutschschweiz eine relevante Rolle haben. So auch beim Geschwisterpaar Lina und Elias:

«Einen Tag bevor wir in die Pflegefamilie kamen, lernten wir unsere Pflegeeltern kennen, und tauschten uns so ein bisschen aus, bei meiner Beiständin, und dann ist am Mittwoch, also am Dienstag lernten wir sie kennen, und am Mittwoch war das Gerichtsverfahren, und dann haben wir am Mittwochabend, nach dem Gerichtsverfahren kamen wir dann in die Pflegefamilie» (Lina).

In diesem Beispiel begleitete die Beiständin den Prozess und bot Gelegenheit, diese schnelle Entscheidung in einem Austausch zu verarbeiten. Die Beistandsperson kann in der Deutschschweiz eine relevante Rolle einnehmen, dies wird aber nicht von allen Pflegekindern gleichermaßen wahrgenommen. Die unterschiedliche Qualität der erfahrenen Unterstützung, die Unterschiede hinsichtlich Präsenz und Partizipationsermöglichung durch Beistandspersonen werden von den Pflegekindern als zufällig oder schicksalhaft wahrgenommen. So sagt Luisa:

«Ich hatte zum Glück an diesem Punkt ganz eine gute Beiständin, weil ich wollte das nicht, ich wollte die Lehre nicht abrechen, und ich wollte auch nicht in eine weiterführende Klinik» (Luisa).

Einige Pflegekinder thematisieren einen häufigen Wechsel der Beistandspersonen und nehmen die knappen zeitliche Ressourcen der Beistandspersonen deutlich wahr. Der genaue Auftrag der Beistandsperson bleibt für Luisa und andere Pflegekinder oft auch vage, was sich in der folgenden Formulierung ausdrückt:

«Weil meine Ansprechperson war da einfach die KESB, also meine Beiständin, ähm oder Betreuungspersonen der DAF Und ich hatte beide ein wenig auf dem nicht so mega gerne gehabt. Ganz einfach gesagt» (Luisa).

Luisa nutzt hier die Begriffe KESB und Beiständin synonym und nennt noch eine weitere Fachperson der Dienstleistungsanbieter der Familienpflege (DAF) als Ansprechperson. Wer für was genau zuständig ist, scheint sich ihr nicht zu erschliessen.

Als Muster wird sichtbar, dass mangelnde Partizipation an Entscheidungsprozessen für eine Unterbringung und an der Wahl des stationären Settings dazu führen kann, dass sich die Pflegekinder nicht gehört und übergangen fühlen. Das kann zu einem unpassenden Matching, Widerstand und Verhaltensweisen führen, die die Pflegefamilien herausfordern und Abbrüche des Pflegeverhältnisses zur Folge haben können. Partizipation wird als wichtige Bedingung für das Gelingen eines Pflegeverhältnisses sichtbar. Als weitere Gelingensbedingungen können klare Zuständigkeiten von Fachpersonen, die Pflegekinder begleiten und zu ihnen eine vertrauensvolle Beziehung aufbauen und die Anliegen der Pflegekinder parteilich vertreten.

Bedenkenswert ist, dass für viele Pflegekinder die Zuständigkeit für die Aufsicht diffus bleibt. Die Pflegekinder konnten nicht sagen, wer in ihrem Fall für die Aufsicht zuständig ist und konnten auch auf Nachfrage nicht berichten, wie diese Aufgabe in ihrem Fall wahrgenommen wurde. Die Funktion der Aufsicht stellt aus Sicht der Pflegekinder eine Leerstelle in der Pflegekinderhilfe dar.

11.2.4 Ambivalenzen im Kontakt zu Herkunftseltern

Die Erzählungen der Pflegekinder zeigen, dass für sie der Kontakt zu den Eltern zu einer Belastung werden kann, insbesondere dann, wenn die Pflegekinder dabei nicht von Fachpersonen unterstützt und der Kontakt nicht begleitet wird. Die Pflegekinder beschreiben teilweise Loyalitätskonflikte und erleben den Wunsch nach einer Unterbringung zur Verbesserung ihrer Situation als Verrat an der Familie, der ihnen ein schlechtes Gewissen und Schuldgefühle gegenüber den Eltern bereiten können. Es werden Konstellationen sichtbar, in denen es zu Konkurrenzen zwischen Herkunftseltern und Pflegefamilie kommt, die Mutter bspw. «eifersüchtig» (*Sabine*) ist, Eltern nicht verstehen, warum die Kinder untergebracht sind (*Lina und Elias*) oder sich auch komplett verweigern und das Hilfesystem dämonisieren (*Luisa*). So hebt Luisa bspw. hervor, dass sie sich von der Pflegekinderhilfe mehr Unterstützung bei der Gestaltung der Kontakte zu ihrer Familie gewünscht hätte:

«I: Aber was hätten Sie sich da jetzt beispielsweise gewünscht in der Zeit?

L: hm (bejahend) Ähm wahrscheinlich mehr Kommunikation und Kontakt mit meiner Herkunftsfamilie. Gut, es war auch ganz schwierig für sie, weil sie wollten wie nichts damit zu tun haben. Weil jetzt schauen andere Menschen nach unserer Tochter. Jetzt sind sie wie nicht mehr zuständig dafür, und das sind ja eh böse Menschen, oder schwierige Menschen, die in ähm ich rede jetzt aus der Sicht meiner Mama, die ihre heile Familie irgendwie ähm kommen, wo hat es Fehler, und dann könnte ja sein, dass ihr wieder jemand ein Kind wegnimmt oder so, weil sie ja eine schlechte Mama ist oder so» (*Luisa*).

Die Angst, dass noch andere Kinder «weggenommen» werden, die das Pflegekind hier bei ihrer Mutter vermutet, zeigt auf, dass dieser Schritt von der Mutter als sehr stigmatisierend erlebt wird und ihr Bild einer heilen Familie laut ihrer Tochter beschädigt wird. Dieses Phänomen der Bedrohung und Verletzung der elterlichen Integrität und die damit verbundenen Ambivalenzen zeigen sich auch in anderen Studien zu Kinderschutzverfahren in der Schweiz (Schoch/Aeby 2022). Bei Luisa wird deutlich, dass die damit verbundene Scham und Kränkung ihrer Mutter für sie belastend wird. Sie deutet hier an, dass die Mutter kein Problembewusstsein hat und nicht nachvollziehen kann, warum ihre Tochter in einer Pflegefamilie lebt und dort auch leben will.

Deutlich wird auch, dass eine Unterbringung in einer Pflegefamilie im Alltag erklärungsbedürftig ist. Die Pflegekinder erzählen, dass sie Strategien entwickelt haben, um ihre besondere Familienkonstellation und dass sie mehrere (soziale) Eltern haben anderen Menschen erklären zu können. Elias, der mit seiner Schwester bei einem Frauenpaar untergebracht ist, spricht in diesem Zusammenhang von der Pflegefamilie als seiner «*Bonusfamilie*» (*Elias*). Diese positive

Kontierung hilft ihm als Erklärung gegenüber Dritten. Eine Unterstützung bei der Entwicklung von normalisierenden Strategien durch Fachpersonen kann im Umgang mit potentiell stigmatisierenden Adressierungen als Pflegekind zur Gelingensbedingung werden. Julien, der zum Zeitpunkt des Interviews 38 Jahre alt war und kurzzeitig in einer Pflegefamilie lebte, bevor er in ein Heim kam, betont die Wichtigkeit, Kindern zu erklären, dass sie keine Schuld an ihrer Unterbringung tragen. Er schlägt vor, dass auch Peer-Ansätze hilfreich sein können, um Erzählstrategien im Umgang mit einer Unterbringung zu entwickeln.

11.3 Die Perspektive von Herkunftseltern

Ähnlich wie bei den Pflegekindern gestaltete sich der Zugang zu und die Gewinnung von Herkunftseltern für ein Interview schwierig. Die Interviews mit den Eltern konnten schliesslich insbesondere durch die Unterstützung von Dienstleistungsanbietenden in der Deutschschweiz und in der französischsprachigen Schweiz und Deutschschweiz über Institutionen der Gassenarbeit realisiert werden. In den Institutionen der Gassenarbeit waren Eltern vertreten, die dort als Armuts- oder Suchtbetroffene niederschwellige Unterstützung erhielten. Die Institutionen boten auch begleitete Ferienaufenthalte für die Eltern und ihre Kinder an. Für das Interview wurden die Eltern von den Fachkräften persönlich angesprochen und über das Projekt informiert. Über eine interviewte Mutter wurden weitere Eltern motiviert, an der Studie teilzunehmen. Auf diese Weise konnten insgesamt 8 Elterninterviews durchgeführt werden. Von den interviewten Eltern befanden sich zum Teil ein oder mehrere Kinder aktuell oder in der Vergangenheit in einer Pflegefamilie.

Wie bereits in Kapitel 10 ausgeführt, wurden Eltern in den Interviews mit Fachkräften und Pflegeeltern teilweise als problematisch wahrgenommen, wenn es darum geht, die Beziehung zu ihren Kindern zu gestalten oder sich als Betreuungsperson einzubringen. Hier zeigt sich in unseren Daten eine Konkurrenzsituation insbesondere zwischen Pflegemüttern und Herkunftsmüttern, die auch von den Pflegekindern als belastend beschrieben wird. Die Fachkräfte sprechen zwar von Elternschaft, adressieren damit aber vor allem die Mütter. Mütter sind in dieser Perspektive also diejenigen, die für eine «gute» Elternschaft sorgen. Auch Bühler-Niederberger (2017: 143) oder Campanello et al. (2021: 34) weisen auf die «Mütterzentriertheit» im Kinderschutz hin, die sich auch in den Interviews mit den Pflegekindern manifestiert. Diese Mütterzentriertheit spiegelt sich in unserem Interviewsample wider, in dem Mütter (Herkunftsmütter und Pflegemütter) aufgrund der besseren Erreichbarkeit und höheren Interviewbereitschaft stärker vertreten sind.

11.3.1 Krisen und Ohnmachtserfahrungen

Gemeinsam ist allen befragten Eltern, dass sie die Unterbringung ihrer Kinder als einschneidendes Erlebnis wahrzunehmen, das mit Ohnmachts- und Stigmatisierungserfahrungen einhergeht. Die Notwendigkeit der Unterbringung des eigenen Kindes in einer Pflegefamilie wird von den Eltern auf unterschiedliche Art und Weise bewertet. Einige sehen die Unterbringung ihrer Kinder in einer Pflegefamilie als positive Möglichkeit für ihre Kinder, während andere die Unterbringungsentscheide nicht nachvollziehen können und vehement dafür kämpfen, dass ihre Kinder zu ihnen zurückkehren.

Elisabeth Moser beschreibt, dass sie aufgrund von psychischen Problemen keine andere Möglichkeit sah als eine Unterbringung ihrer Kinder in einer Pflegefamilie, weil sie immer wieder in die Psychiatrie musste und es dann keine passenden Unterstützungsmöglichkeiten für sie und ihre Kinder gab. Durch die Platzierung ihrer Kinder fühlt sie sich dann durch das Umfeld am Wohnort stigmatisiert, paradoxerweise obwohl sie damit effektiv für das Wohl ihrer Kinder sorgte:

«Äh, ich war hin- und hergerissen, zum Teil auch weil das Umfeld, sprich die Leute in der Schule, oder beim Einkaufen mit Fingern auf mich zeigten: und die hat ihre Kinder weggegeben. Und was ist das für eine Mutter» (Elisabeth Moser).

In Bezug auf die Frage, inwiefern sie sich an der Entscheidung, an welchem Ort ihre Kinder dann untergebracht werden, beteiligt fühlte, macht sie deutlich, dass das Hilfesystem, das sie im Interview als *«Behörde»* bezeichnet aus ihrer Sicht hier tonangebend war und sie keinen Einfluss nehmen konnte:

«Es wurde alles programmiert oder vorbestimmt: Das so, das so, das so. Die Dauerplatzierung, da fragte äh mich niemand, was gibt es für Möglichkeiten, man sagte einfach: So und so, und so und so» (Elisabeth Moser).

Elisabeth Moser fühlte sich aufgrund ihrer psychischen Erkrankung und der damit verbundenen Einschränkungen in ihrer Elternschaft alleingelassen. Sie kritisiert, dass das Hilfesystem Eltern wie ihr, die phasenweise in der Ausübung von Sorgetätigkeiten eingeschränkt sind, nicht ausreichend unterstützt. Ihre Kinder wurden wiederholt untergebracht, da sie Aufenthalte in einer Psychiatrie wahrnehmen musste. Dabei wurde ihr das Mitspracherecht bezüglich der Unterbringung ihrer Kinder entzogen und auf die Pflegekinderhilfe übertragen. Sie kritisiert, dass auf ihre psychische Erkrankung zu wenig Rücksicht genommen wurde und führt dies auf Unkenntnis der Fachpersonen zurück:

«Denn äh, bei mir ist es zum Beispiel so, da ich eine komplexe posttraumatische Belastungsstörung habe, wissen die Behörden sehr oft gar nicht, was abgeht, was passiert» (Elisabeth Moser).

Durch die Platzierung der Kinder in unterschiedlichen Familien an verschiedenen Orten wurde die Familie aus ihrer Sicht auseinandergerissen und sie musste grosse Anstrengungen unternehmen, um den Kontakt zu den Kindern aufrechtzuerhalten. Diese Erfahrungen teilen auch andere Eltern und Claire, deren erwachsene Tochter in einer Pflegefamilie war berichtet, dass alles ohne sie entschieden wurde und sie nicht auf dem Laufenden gehalten wurde, nicht einmal über Aktivitäten innerhalb der Schule. Sie fühlte sich daher von ihrer Rolle als Mutter oder als Person, die am Leben ihres Kindes teilnimmt, ausgeschlossen.

Die Erfahrungen der befragten Eltern zeigen, dass sie mit unterschiedlichen Herausforderungen in der Ausübung ihrer Elternschaft konfrontiert sind. Psychische Erkrankungen, gewalttätige Beziehungen und Drogenkonsum sind einige der Problemlagen, die Elternschaft und elterliche Sorge beeinträchtigen. Aber auch eigene Erfahrungen mit Unterbringungen in stationären Hilfssettings werden deutlich. So waren von den Befragten manche als Kind selbst in einem Heim oder einer Pflegefamilie untergebracht. Die Eltern fühlen sich während der Unterbringung ihrer Kinder unter ständiger Beobachtung, und bemühen sich deshalb, möglichst fehlerfrei zu handeln, um den Kontakt zu ihren Kindern aufrechterhalten zu können.

11.3.2 Alternative Lösungen oder Alternativlosigkeit?

Der interviewte Vater Rolf Schmidt berichtet über den Auslöser für die Unterbringung seines jüngeren Sohnes in einer Pflegefamilie: «Also die Mutter der beiden Jungs, die beging Selbstmord». Der jüngere Sohn sei zu der Zeit 8 und der ältere Sohn 16 Jahre gewesen. Herr Schmidt beschreibt, wie darüber in der Gemeinde hinter vorgehaltener Hand gesprochen wurde und der jüngere Sohn in der Schule Erfahrungen von Mobbing gemacht habe. In der Folge sei es dem Sohn in der Schule immer schlechter gegangen und der Sohn habe zu ihm sagt: «Weisst du was? Ich will nicht mehr in die Schule» (Rolf Schmidt). Nach einem längeren Prozess, bei dem der Rektor der Schule involviert war und zunächst auch in Zusammenarbeit mit der KESB Heiminstitutionen als eine Option ins Spiel kamen sagt der Vater bestimmt: «Nein, die sind schlimmer als hier» und er bringt dann als Idee ins Spiel, dass sein Sohn vielleicht auf einen Bauernhof könne und er erzählt, dass er dann zum Rektor, mit dem er auch privat Kontakt hatte, gesagt habe: «Du, du hast doch Kontakt mit der DAF, hat die vielleicht einen Bauernhof?». Herr Schmidt war selbst untergebracht als Kind und erzählt im Interview ausführlich über seine eigene Geschichte als «Verdingbub». Diese transgenerationalen Verbindungen ausserfamiliärer Unterbringungen werden

auch in anderen Interviews im Sample deutlich, was auch anschlussfähig ist an andere Studien wie die von Abraham zu fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und der transgenerationalen Weitergabe von Traumata (Abraham 2023). Insgesamt schätzt Herr Schmidt die Pflegefamilie für seinen Sohn als sehr gut ein und resümiert: «*Läuft perfekt. Alles*» (Rolf Schmidt). Er fühlt sich gut informiert und ausreichend in die Entscheidungen, die seinen Sohn betreffen, einbezogen und hat auch persönlichen Kontakt zu den Pflegeeltern.

In einem weiteren Beispiel wird deutlich, dass eine Mutter der Unterbringung ihrer Tochter nur zustimmte, um den Kontext des Mutter-Kind-Heimes verlassen zu können. Zum Zeitpunkt des Interviews ist ihre Tochter 6 Jahre alt und seit ungefähr 3 Jahren in einer Pflegefamilie. Elisabeth Müller, die vor ihrem gewalttätigen Partner geflüchtet war, berichtet folgendermassen, wie sie den Prozess der Unterbringung erlebt hat:

«Dann konnte ich dann vom Frauenhaus in eine Mutter-Kind-Einrichtung ziehen [...] Und dort waren wir zwei zwei oder zweieinhalb Jahre, und dann hiess es: Was jetzt, ein anderes Mutter-Kind-Haus oder Pflegeeltern? Und dann sagte ich: Wieso schon wieder ein anderes Mutter-Kind-Haus, warum kann ich meine Tochter nicht zu mir nehmen, und selber eine Wohnung haben? Sie so: Nein, das ist noch zu gefährlich wegen ihm» (Elisabeth Müller).

Sie entschied sich daraufhin, einer ausserfamiliären Unterbringung ihrer Tochter zuzustimmen, weil sei eine erneute Unterbringung in einer Institution für sich nicht als Perspektive sah. Die Mutter hat bis heute Schwierigkeiten zu verstehen, welche zeitlichen Perspektiven die Unterbringung ihrer Tochter hat und warum ihre Tochter nicht bei ihr leben kann. Es scheint, dass die Fachpersonen andere Gründe für die Unterbringung sehen als die, die sie selbst darlegt. Sie erwähnt, dass sie einen Beistand hat, erklärt jedoch nicht näher, warum das so ist. Im Interview wird klar, dass sie sich stark durch die Regeln der Dienstleistungsanbietenden (DAF) eingeschränkt fühlt, die im öffentlichen Auftrag die Pflegefamilie begleitet und den Umgang mit ihrer Tochter regelt. Die unklare Perspektive verbunden mit den von ihr erlebten Einschränkungen reflektiert sie so:

«Aber ich denke, es muss einfach die Scheidung durch sein und dann. Ich weiss nicht, ob es daran liegt, oder keine Ahnung. Wäre ja gut zu wissen, wenn ich das wissen würde, an dem liegt es, oder? Weil ich bin ja jetzt wirklich daran, jeden Schritt zu machen, die die DAF sagt, das wird jetzt so und so und so gemacht, und das probiere ich ja auszumachen, dass dass ich ja zu meinem Kind komme, oder» (Elisabeth Müller).

Die Mutter versucht, mit der Organisation zusammenzuarbeiten, da sie dies als Voraussetzung sieht, wieder mit ihrem Kind zusammenleben zu können. Sie schreibt der DAF die Macht zu, Entscheidungen über die Aufenthaltsdauer und

den Kontakt zu ihrem Kinde in der Pflegefamilie zu treffen. Gleichzeitig wird auch deutlich, dass Elisabeth Müller sich durch den Vater des Kindes noch immer stark bedroht fühlt und sie sagt: «*Und also ich dann erfuhr, er sei jetzt im Gefängnis, dann war ich frei!*». Die Bedrohung, die sie durch ihren Ex-Partner erlebt und dessen gewalttätiges Potential sieht sie als die Ursache für die Unterbringung.

Andere Eltern aus der Deutschschweiz teilen das Gefühl der Abhängigkeit DAFs, die aus ihrer Sicht massgebliche Entscheidungen in Bezug auf den Kontakt zu den Kindern und dadurch die Beziehung zu den eigenen Kindern beeinflussen. Viele Eltern berichten, dass sie bei wichtigen Entscheidungen, die ihr Kind betreffen, nicht einbezogen werden. In den Interviews äussern sie, dass sie sich in ihren Möglichkeiten, Elternschaft während der Fremdunterbringung zu leben, eingeschränkt fühlen und keinen Raum haben, eine neue Form der Elternschaft trotz der räumlichen Trennung zu entwickeln.

Daniela Weber macht im Interview deutlich, dass sie den Kontakt mit der KESB kritisch bewertet. Als sie erstmalig mit der KESB zu tun hatte, lebte sie und ihr Freund mit ihrer kleinen gemeinsamen Tochter und ihrem achtjährigen Sohn zusammen. Sie beschreibt den Klärungsprozess folgendermassen: «*eigentlich wollten wir dann zuerst, dadurch dass ich ja damals noch mit dem Freund zusammen war, wollten wir familienintern schauen, wegen Lösungen, mit der KESB zusammen*». Sie trennte sich dann aber im nächsten Monat von ihrem Freund, was dazu führte, dass die KESB feststellte, dass keine familiäre Unterstützung mehr vorhanden war. Ein Mutter-Kinder-Heim kam nicht in Frage, da das ältere Kind bereits schulpflichtig war. Daher wurden die Kinder dann sehr schnell notfallmässig platziert. Nach der Notfallunterbringung wurde die jüngere Tochter bei ihrem Ex-Freund «*platziert*», das ältere Kind, das nicht der leibliche Sohn des Ex-Freundes war, kam in eine Pflegefamilie:

«Zuerst dann eben beide, für ein halbes Jahr, und dann entschied ich mich halt dazu, dass die Kleine zu meinem Ex-Freund platziert wird, weil sie eben erst zwei war, und den Grossen, weil er eben nicht von ihm war, entschied ich dann halt in eine Pflegefamilie, entschied mich dazu, ihn halt wieder in eine Pflegefamilie zu platzieren. Ja. Auch schweren Herzens, aber ich muss sagen, es war für ihn das Beste eigentlich. Er ist jetzt auf einem Bauernhof, also ja für ihn ist das super, und die Pflegeeltern, die machen das so gut, also ja. Es war eigentlich dann schon die richtige Entscheidung. Auch wenn es schwerfällt, das ist natürlich klar» (Daniela Weber).

Die befragte Mutter hält fest, dass die Pflegefamilie für ihren Sohn ein sehr guter Ort ist und markiert damit, dass sie die Entscheidung «*eigentlich*» schon richtig findet. Zugleich werden Ambivalenzen ersichtlich, die im Zusammenhang mit dem Zustandekommen der Hilfe stehen. Sie schildert im Interview den Druck, den sie von der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) empfunden hat, einer Unterbringung zuzustimmen. Sie verwendet drastische Bilder in der

Beschreibung und fühlt sich regelrecht bedroht. Sie übt zugleich eine starke Kritik am Begriff der «*freiwilligen Platzierung*», weil sie die Platzierung nicht als freiwillig empfunden hat, sondern die Entscheidung unter Zwang erfolgte:

«Einfach die ganze Art und Weise, wie man es machte, mich eben auch an die Wand stellen mit der Knarre, praktisch, am Kopf, so quasi entweder, machst du nun, was wir sagen, oder du verlierst einfach alles über deine Kinder. Und einfach diese Art und Weise, und auch jetzt, es heisst immer, ja: freiwillige Platzierung, freiwillige Platzierung. Aber das ist nicht freiwillig! Ich musste ja! Sonst hätte ich ja gar nichts mehr zu sagen gehabt! So habe ich wenigstens noch eine Entscheidung über meine Kinder, ich kann mitreden über meine Kinder, sonst hät wäre mir das ja auch noch verwehrt geblieben. Also ich musste! Und dann spricht man die ganze Zeit von einer freiwilligen Platzierung» (Daniela Weber).

Diese Erfahrung machen viele Eltern im Kinderschutzverfahren und das Phänomen der «Drohkulisse» wird auch in anderen Studien beschrieben (Koch/Schoch 2022: 69). Insgesamt wird deutlich, dass die Eltern bereits vor der Unterbringung mit Herausforderungen im Zusammenhang mit ihrer Elternschaft konfrontiert sind, dafür aber keine adäquate Unterstützung erhalten haben und auch nach der Unterbringung ihres Kindes damit allein gelassen werden. Für sie stellt sich die Unterbringung des Kindes als alternativlos dar. Darüber hinaus wird deutlich, dass die Entscheidung für eine Unterbringung aus Sicht der Eltern zu einem bestimmten Zeitpunkt sinnvoll sein kann. Nach einer gewissen Zeit und Entwicklungen im Leben, kann sich die Situation jedoch ändern und der Wunsch entstehen, wieder mit den Kindern zusammenzuleben. Dies wurde auch in einer Studie mit drogenabhängigen Müttern deutlich, in der sich die Mütter in der Beweisspflicht sehen, wieder gute Eltern zu sein, was mit viel Anstrengung verbunden ist und oft nicht gelingt (Colombo/Fontannaz 2021).

Zudem zeigt sich, dass für die Eltern mit dem Übergang ihrer Kinder in eine Pflegefamilie eine krisenhafte Transformation ihres Selbstverständnisses verbunden ist. Die Transformation hängt zum einen mit der räumlichen Trennung zusammen und zum anderen auch mit der damit einhergehenden neuen Rolle. Auch damit fühlen sich die befragten Eltern allein gelassen. Aus den Interviews lässt sich rekonstruieren, dass die fehlende Unterstützung und Begleitung der tiefgreifenden Veränderungen in der Elternrolle zu einem Kreislauf von Unrechtserfahrungen beiträgt und die Eltern grosse Anstrengungen unternehmen, dagegen anzukämpfen. Den Eltern fehlt eine adäquate Unterstützung im gesamten Prozess: vor der Unterbringung, bei der Bewältigung der damit verbundenen Herausforderungen, beim Verstehen der Fremdunterbringungsentscheidung und der damit verbundenen Perspektivklärung, bei der Beziehungsgestaltung während der Unterbringung und danach bei Rückplatzierung oder Beendigung der Hilfe.

11.3.3 Räumliche und familienkulturelle Grenzen in der Beziehungsgestaltung

Eltern beschreiben vielfältige Anstrengungen und Herausforderungen, um die räumliche und emotionale Grenze und Trennung von ihren Kindern zu überwinden. Einerseits manifestiert sich eine räumliche Trennung in den klaren Abgrenzungen zwischen den Pflegefamilien und ihnen als Eltern. Andererseits erleben die Eltern die Platzierung ihres Kindes auch als kontrastreich, geprägt von familienkulturellen Unterschieden, die aus ihrer Sicht teilweise zu einer Distanzierung führen und die Beziehungsgestaltung einschränken. Familienkulturelle Differenzen zeigen sich in den Interviews bspw. in unterschiedlichen Erziehungsvorstellungen, Einkommensverhältnissen, Bildungsabschlüssen oder sie dokumentieren sich in kulturalisierenden Bildern über Eltern im Kontext von Migrationsverhältnissen.

Die Beziehungsgestaltung mit den Kindern wird von den Herkunftseltern als Herausforderung erlebt. Für Eltern können zusätzliche Hürden entstehen, wenn sie mehrere Kinder haben, die in verschiedenen Pflegefamilien und Kantonen leben. So erzählt Elisabeth Moser: «*Also bei mir waren alle drei Kinder in verschiedenen Pflegefamilien*» (Elisabeth Moser). Die Treffen mit den Kindern an den Wochenenden ist für die Mutter mit einem grossen zeitlichen Aufwand und zusätzlichen finanziellen Ressourcen verbunden. Pflegeeltern berichten ebenfalls von Stress, der durch die Organisation und die emotionalen Belastungen an den Treffen entstehen kann.

Die Kritik der Eltern bezieht sich oftmals darauf, dass sie sich nicht gehört und unter Druck gesetzt fühlen durch Fachpersonen der Pflegekinderhilfe (bspw. KESB, DAF). Gleichzeitig sagen aber auch Eltern, dass die Pflegefamilien einen Ort darstellen würden, den sie ihren Kindern nicht bieten könnten. So formuliert dies Rolf Schmidt in Bezug auf die Unterstützung bei schulischen Anforderungen:

«Und äh. Nein, ich selber. Ich hätte meinem Sohn äh niemals das geben können, das diese Pflegefamilien. weil, beim Bauern war die Jungen und die Tochter waren gerade aus der Schule. Also und auch die Bäuerin konnte ihm dort die Hilfe geben bei seinen Hausaufgaben. Was ich nicht konnte» (Rolf Schmidt).

In Bezug auf die schulische Förderung schätzt er seine Möglichkeiten als begrenzt ein, da sein Schulbesuch aufgrund seines Alters schon lange zurückliegt. Er sieht hier keine Konkurrenz und betont, dass er die Fördermöglichkeiten seines Sohnes in der Pflegefamilie als sehr gut einschätzt.

Andere Eltern hingegen erleben die Pflegefamilie als distanzierteren Ort. So berichtet Julia Berger, dass ihre achtjährige Tochter immer alleine mit dem Zug fahren müsse, weil kein direkter Kontakt zwischen der Pflegefamilie und ihr erwünscht sei:

«Ah, und der [Mitarbeiter der Fachstelle] sagte einfach: Ja schau, die Pflegeeltern wünschten dass, dass ihr keinen direkten Kontakt habt. Ich so: Ihr habt den Besuch auf den Samstag gelegt, dann müssen sie auch irgendwo klar kommen damit, dass man untereinander eine WhatsApp schreibt oder zusammen kommuniziert. Weil, sie muss alleine Zug fahren. Von Gemeinde A nach Stadt A, von Stadt A nach Gemeinde A. Und dann geben sie ihr nur so ein altes Handy mit einer Nummer der Pflegefamilie drauf, aber wenn sie zu mir kommt, hat sie keine Nummer um mich anzurufen. Also ist auch wieder ein völliger Witz. Oder ich schreibe halt immer dem Pflegevater, er schreibt mir am Morgen eine WhatsApp: Marina ging dann und dann auf den Zug, sie sitzt dort und dort und wartet auf dich. Und ich schreibe dann am Abend: Ich habe sie nun in den Zug gesetzt, sie sitzt dort. [...] Also das heisst, ich muss eigentlich nur hoffen, dass sie zuhause angekommen ist. Ob sie zuhause angekommen ist, weiss ich aber nie» (Julia Berger).

Julia Berger empfindet die Zugfahrt und das Kontaktverbot als unüberwindbare Kluft zum Leben ihrer Tochter in der Pflegefamilie. Der Mangel an Kommunikation und Information während solcher Reisen, verstärkt ihre Sorge um das Wohlbefinden ihrer Tochter. Sie fühlt sich durch diese Art der Organisation der Besuchskontakte stark eingeschränkt und ihre Anstrengungen, Sorgearbeit für ihre Tochter auszuüben, werden erschwert. Im Interview wird deutlich, dass sie sich dadurch in ihrer Rolle als Mutter marginalisiert und dem Vorgehen hilflos ausgesetzt fühlt.

Ein weiteres Thema, das in den Interviews hervortritt, ist ein konkurrierendes Verhältnis zwischen Herkunfts- und Pflegeeltern. Dieses Thema wird auch in den Interviews mit den Pflegekindern und Pflegeeltern sichtbar. Julia Berger gibt einen Wortwechsel mit einer Fachperson so wieder:

«Deine Tochter braucht keine Bindung zu dir. Sie braucht eine Bindung zur Pflegemutter. Und sonst braucht sie zu niemandem eine Bindung. Und dort musste ich einfach sagen: Jetzt übertreibt ihr. Weil sie ist Pflegemutter, sie ist nicht ihr Mami, und ich bin die Mutter, ich will das Kind auch wieder zurück, aber sie machten bis jetzt einfach alles, damit man mir das Kind entfremdet» (Julia Berger).

Die Aussage der Fachperson stösst bei Julia Berger auf Unverständnis, da sie sich weiterhin als «Mami» versteht und die Pflegemutter nicht als wichtiger und sie ersetzend akzeptieren kann. Das konkurrenzförmige Verhältnis zwischen Herkunfts- und Pflegeeltern, insbesondere zwischen den Müttern, wird in mehreren Interviews deutlich. Dieses Konkurrenzverhältnis und die damit verbundenen Auseinandersetzungen werden auch von den Kindern wahrgenommen, und die Kinder artikulieren, dass sie hierbei nicht ausreichend Hilfe zur Bewältigung dieses Konkurrenzverhältnisses bekommen haben und das belastend erlebt wird.

11.3.4 Allianzen zwischen Fachpersonen und Pflegefamilie

Die Eltern fühlen sich vom Unterstützungssystem der Pflegekinderhilfe weitgehend allein gelassen und ihre Erzählungen erinnern an einen Kampf, den sie führen, weil sie sich ungerecht behandelt fühlen. Diese mangelnde Zuständigkeit der Pflegekinderhilfe für die Eltern zeigt sich auch in der Typologie der kantonalen Pflegekinderwesen (vgl. Kap. 9).

Die interviewte Herkunftsmutter Julia Berger berichtet, dass sie am Standortgespräch eine Allianz zwischen Fachstelle, Beistandsperson und Pflegefamilie wahrgenommen hat, von der sie sich als Mutter ausgeschlossen fühlte. Sie kritisiert, dass sich dies auch in den Protokollen der Standort Sitzungen widerspiegelt, in denen ihre Perspektive keinen Eingang findet. Als Widerstandsstrategie begann sie, die Sitzungen heimlich mit dem Handy aufzunehmen, um so die Ungerechtigkeit zu dokumentieren. Sie kümmert sich dann auch um eine Vertraute, die als Fachperson in der Gassenarbeit tätig ist, und die sie zu den Gesprächen mitbringt, um sich gegen die Allianz von Fachpersonen zu wehren. Sie beschreibt die Situation wie folgt: *«die Fachstelle und der Beistand sind so mega. Also. mega eng und stehen auch voll hintereinander»* (Julia Berger). Die Fachpersonen aus der Gassenarbeit, die sie aufgrund von Armutsbetroffenheit immer wieder aufsucht, nimmt sie als Unterstützung wahr, weil sie sich dezidiert um ihre Bedürfnisse kümmert. Diese freiwillige niederschwellige Unterstützung wird von Julia Berger als hilfreich bewertet.

11.4 Fazit

Die Interviews mit Pflegekindern und Pflegeeltern ermöglichen Einblicke in die Strukturen der Pflegekinderhilfe aus Sicht der Adressat:innen. Die erhobenen Interviews sind als explorativ zu bewerten, da wie eingangs geschildert nicht die Adressat:innen aus den vier näher untersuchten Kantonen systematisch untersucht werden konnten. Die Ergebnisse ermöglichen Einsichten, wie Kinder und Eltern mit unterschiedlichen Hintergründen die Pflegekinderhilfe erlebt haben. Interessant ist dabei, dass sich aus der Perspektive der Pflegekinder und der Herkunftseltern Themen zeigen, die auch mit gesellschaftlichen Strukturen ausserfamiliärer Unterbringung zusammenhängen, wie bspw. die Spannungsfelder, die sich aus den Familienkonstellationen von Herkunftseltern und Pflegeeltern sowie den damit verbundenen Normalitätskonstruktionen und dem Aufwachsen in einer sogenannten Normalfamilie ergeben. Weiterhin werden in den Interviews auch die in der Pflegekinderhilfe eingelagerten Ambivalenzen durch die Rahmung der Leistung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit und das Ringen um exklusive Elternschaft in nur einem familiären Kontext sichtbar.

Die Daten machen deutlich, wie eng Familienvorstellungen mit geschlechterbezogenen Diskursen und insbesondere mit naturalisierenden Vorstellungen von Mutterschaft und Vaterschaft verbunden sind (Krüger-Kirn/Tichy 2021). Diese gesellschaftlichen Geschlechterordnungen strukturieren auch die vielfältigen Beziehungskonstellationen in Pflegeverhältnissen. Auf der einen Seite wird in den Interviews mit den Herkunftseltern deutlich, dass durch die Unterbringung der Kinder insbesondere die Mütter Stigmatisierungen ausgesetzt sind. Die Kinder und Eltern beschreiben hier Gefühle wie Scham, die bewältigt werden müssen, und für deren Bewältigung es kaum Unterstützung gibt. Diese Vorstellungen von Mutterschaft gehen zudem mit hohen normativen Erwartungen an die Pflegemütter einher. Ihnen wird viel Verantwortung für die Care-Arbeit in der Pflegefamilie zugeschrieben, wie eine aktuelle Studie aus der Schweiz zeigt (Reimer/Van Oordt 2024).

Zudem fällt im Vergleich mit den Interviews mit Fachpersonen und Pflegefamilien auf, dass die Perspektive der Adressat*innen weder exklusiv auf einen Kanton noch auf die Pflegekinderhilfe fokussiert ist: Eltern haben zum Teil mit verschiedenen Kantonen zu tun, insbesondere wenn sie mehrere Kinder haben, die in unterschiedlichen Kantonen platziert sind, oder wenn sie selbst den Wohnort wechseln. Auch die Pflegekinder sind oft nicht nur in einer Pflegefamilie untergebracht und haben daher Erfahrungen mit verschiedenen Formen der ausserfamiliären Unterbringung. Die Komplexität der Abläufe im Hilfesystem erhöht sich, wenn mehrere Kantone mit unterschiedlichen Logiken involviert sind, z. B. bei ausserkantonalen Unterbringungen oder bei Umzügen der Eltern. Daraus lässt sich als fachliches Desiderat die Relevanz einer kantonsübergreifenden Perspektive bei der Gestaltung von Strukturen der Pflegekinderhilfe ableiten. Auch die in Kapitel 9 beschriebenen Schlüsselprozesse werden nicht trennscharf wahrgenommen und sind, wie z. B. die Aufsicht, für die Adressat:innen zum Teil überhaupt nicht wahrnehmbar.

Die Analyse der Pflegekinderhilfe aus Sicht der Adressat*innen zeigt weiterhin, dass sich Herkunftseltern häufig in einer schwachen Position befinden und ihre Bedürfnisse sowie ihre Sorge um ihr Kind nicht ausreichend wahrgenommen werden. Diese Erkenntnisse stimmen mit den Ergebnissen der Angebotsstrukturanalyse in diesem Projekt überein, die gezeigt hat, dass Herkunftssysteme kaum beachtet werden und bisher nur wenige Angebote für sie existieren. Gleichzeitig wird deutlich, dass Pflegekinder sich nicht immer ernst genommen fühlen, wenn sie keinen Kontakt mehr zu ihrer Herkunftsfamilie wünschen, und dass sie sich mit der Scham oder Wut ihrer Eltern überfordert fühlen. Die Daten machen deutlich, wie folgenreich die Lücke in den Strukturen der Pflegekinderhilfe in Bezug auf die Herkunftseltern für das Pflegeverhältnis ist. Für die Herkunftseltern bedeutet dies, dass sie mit der krisenhaften Veränderung ihrer Elternrolle durch die Unterbringung ihres Kindes allein gelassen werden.

Für die Gestaltung von Elternschaft in Pflege- und Herkunftsfamilien wird ein Bedarf an klarer Fallführung und Perspektivenplanung deutlich. Es ist wichtig, den zeitlichen Horizont der Unterbringung verständlich zu kommunizieren. Sowohl bei angeordneten als auch bei einvernehmlichen Unterbringungen bleiben die Perspektiven und Bedingungen für einen Verbleib in der Pflegefamilie oder eine Rückplatzierung vor allem für die Eltern und teilweise auch für die Kinder oft unklar. Die Lücke in der Pflegekinderhilfe hinsichtlich der Leistungen für Herkunftseltern stellt ein strukturelles Risiko für unnötige Belastungen der Pflegekinder dar. Klare Zuständigkeiten, verlässliche Beziehungen zu Fachpersonen und eine klare Fallführung sind wichtige Voraussetzungen für das Gelingen von Pflegeverhältnissen. Dafür müssen der Pflegekinderhilfe ausreichende Ressourcen zur Verfügung gestellt werden und es zeigt sich ein hoher Bedarf aus Sicht der Pflegekinder und Herkunftseltern, Strukturen über die Kantonsgrenzen hinaus zu gestalten.